

XL-Leseprobe „Pleiten, Pech und Leichen“

© Elke Schwab, Hybrid Verlag

Prolog

Es gibt Tage, die gehören aus dem Kalender gestrichen. Und damit meine ich nicht meine Periode, sondern wirklich miese Tage, an denen einfach nichts gelingen will.

Heute ist so einer.

Wie sagt meine Oma immer so treffend: »Kopf hoch, auch wenn der Hals dreckig ist.«

Vermutlich denke ich deshalb an Tagen wie diesen an meine Oma, denn so einfach lasse ich mich nicht unterkriegen.

Als Bäckereiverkäuferin stehe ich mir jeden Tag die Beine in den Bauch, bediene die unterschiedlichsten Kunden und lasse so manchen Wutanfall an mir abprallen, weil mein Kunde gerade niemand anderen hat, den er beschimpfen kann. Ich arbeite Zwischenschicht. Früh vier Stunden, abends vier Stunden. Dazwischen vier Stunden Mittagspause.

Das ist ja alles nicht wirklich tragisch.

Viel schlimmer ist das Gehalt, das ich für diesen Job bekomme. Ich bin nämlich nur als Hilfskraft angemeldet, damit der Arbeitgeber nicht in die Verlegenheit kommt, mir mehr bezahlen zu müssen. Für ihn zählt nur die Bäckereifachverkäuferin als ausgebildete Arbeitskraft. Dabei kenne ich mich in seinem Sortiment besser aus als er selbst, da der gnädige Herr kein einziges Brötchen, das über seinen Ladentisch geht, selbst gebacken hat. Kommt alles vom Großmarkt. Dafür spielt er den Despoten.

Das Einzige, was mich in diesem Laden hält, ist die Parfümerie nebenan. Wohltuende Düfte steigen mir in die Nase, und durch die Glasscheibe, die unsere Läden im Erdgeschoss des Einkaufszentrums voneinander trennt, sehe ich immer die neusten Trends. Und die Preise ...

Als ich in dieser Bäckerei anfang zu arbeiten, war es nur eine Frage der Zeit, bis ich einen Einfall hatte, wie ich mir etwas Geld dazuverdienen konnte. Die Parfümerie bot sich als Goldgrube geradezu an. Nur, wie sollte ich an die wertvollen Düfte herankommen?

Doch wo ein Wille, da ein Weg.

Diesen weisen Spruch habe ich auch von meiner Oma. Die gute Frau hatte schon immer für jedes Problem eine Lösung parat. Sie ist mein leuchtendes Vorbild, um nicht zu sagen mein einziges; denn außer meiner Oma habe ich schon lange keine Verwandten mehr.

Ich fand heraus, dass die Artikel kurz nach der Lieferung noch nicht elektronisch gesichert sind. Das ist der Moment, in dem ich zugreifen muss, um an die wertvollen Flakons heranzukommen.

Seit heute Morgen steht die neuste Kreation von Coco Chanel, »ein orientalisch-

blumiger Duft voller Sinnlichkeit, eine Reise in das üppige Reich aus 1001 Nacht«, in der Parfümerie direkt hinter der Glaswand. Der klassische Flakon und der bekannte Schriftzug bürgen für höchste Qualität.

Wen wundert's, dass sich die Kundinnen bereits den ganzen Tag am Schnupperflakon bedienen, der zum Anlocken auf einer Säule thront. Dabei bedarf dieser Duft keines Köders. Jede Frau weiß, wie verführerisch er ist.

Ich muss dieses Parfüm haben. Auf Ebay wird schon lange danach gesucht. Bisher war der Duft noch nicht im offiziellen Verkauf, darum hat es noch keinen Anbieter gegeben, der dieses Goldstück hätte auftreiben können.

Bis heute!

Ich sehe es schon vor mir. Die Damen werden sich bei der Auktion gegenseitig überbieten, bis meine Kasse mal wieder so richtig klingelt.

Als es Richtung Feierabend geht, werde ich nervös. Der Strom an schnüffelnden Kundinnen will gar nicht abreißen. Aber bald muss etwas passieren, wenn ich mir den glitzernden Flakon von seinem gläsernen Sockel schnappen will. Das Einkaufszentrum macht bald zu und morgen ist es zu spät.

Der heutige Tag gehört zu denen, die aus dem Kalender gestrichen werden sollten. Auch noch ein Montag. Am Morgen habe ich mich ernsthaft gefragt, ob ich wirklich das gemütliche Bett verlassen soll, um mir acht Stunden mit dem Verkauf von Brötchen um die Ohren zu schlagen. Der Gedanke, mir selbst dabei ein paar Extrabrötchen zu verdienen, ließ mich dann doch aufstehen. Ich hätte auf meinen ersten Impuls hören sollen, denn meine innere Stimme sagt mir, dass ich gerade im Begriff bin, einen schweren Fehler zu begehen. Aber seit wann höre ich auf meine innere Stimme?

Ich heiße Jennifer Klein, meine Freunde nennen mich Jenny. Ich bin fünfunddreißig Jahre alt, chronisch pleite und trete in so ziemlich jedes Fettnäpfchen, das es gibt. Ich lebe allein in einer schnuckeligen Wohnung, die ich mir nur leisten kann, weil die Vermieterin einen Narren an mir gefressen hat. Seit fünf Jahren arbeite ich im größten Einkaufszentrum der Stadt, in der Bäckerei »Frisch und lecker« als Hilfskraft. Einen vernünftigen Beruf habe ich nie gelernt. Weil ich als Verkäuferin gerade mal genug zusammenbekomme, um meinen Lebensunterhalt zu bezahlen, verdiene ich mir abends durch An- und Verkauf auf Ebay etwas dazu.

An- und Verkauf – klingt richtig gut.

Ein bisschen leben will ich schließlich auch. Meine Freundin Anna hat mich daran erinnert, dass es keinen Sinn ergibt, das Leben an sich vorbeiziehen zu lassen. Am Wochenende steht wieder ein Besuch in der Disco an. Dafür müssen neue Klamotten her. Mit den alten Schinken brauche ich nicht aufzukreuzen, denn das wäre vergebliche Liebesmüh.

Also, wie komme ich an diesen Flakon? Lange muss ich nicht überlegen. Die Kundinnen werden weniger, und die Verkäuferinnen sind müde, das sehe ich ihnen an.

Na gut. Ich bin auch müde. Aber mein Plan lässt meinen Puls wieder auf Touren kommen. Allein deshalb kann und werde ich nicht auf dieses Fläschchen verzichten. Ich genieße diesen Kick. Viel dringender brauche ich jedoch das Geld, um nach

Feierabend wieder unter Leute gehen zu können. Zu Hause herumzulungern, macht auf Dauer keinen Spaß. Schon gar nicht, wenn die Vermieterin ständig mit ihren langweiligen Gesprächen nervt.

Es ist soweit.

Niemand ist in der Parfümerie. Meine beiden Kolleginnen sitzen rauchend im hinteren Aufenthaltsraum. Jetzt muss es einfach nur noch schnell gehen.

Ich ziehe hastig meine Winterjacke über und marschiere los. Im Vorbeigehen greife ich den Flakon. Aus dem Augenwinkel erkenne ich einen großen, kräftigen Mann mit Glatze. Karl Renner, der Security-Chef.

Ich renne los, ohne mich umzudrehen. Renner ist gnadenlos, bekannt dafür, schon den Diebstahl von Artikeln unter einem Euro zur Anzeige zu bringen. Ich will gar nicht wissen, was er mit mir machen würde.

Verdammt, ich bin in die falsche Richtung gelaufen; der Ausgang liegt genau hinter mir. Zwischen Ausgang und mir läuft Karl Renner, der seinem Namen alle Ehre macht. Ich reiße die erstbeste Tür auf. Sie führt zur unteren Einkaufsebene. Gerade als ich auf die Treppe zulaufe, packt mich Renners Pranke und reißt mich herum.

»Hab ich dich, du Luder!«, schnalzt er. »Dich habe ich schon lange im Auge.«

»Ich bin kein Luder und per du sind wir auch nicht«, trotze ich, obwohl meine Situation äußerst beschissen ist.

Er reißt an meiner Jacke, grinst und flüstert in mein Ohr: »Du kannst mir den Flakon ruhig geben, ich weiß, dass du ihn eingesteckt hast. Du kommst jetzt mit. Das war dein letzter Coup. Endlich bist du mir ins Netz gegangen.«

Ich spüre seine Spucke an meinem Ohr. Angeekelt wehre ich mich gegen den großen, massigen Mann. Doch er ist viel stärker als ich. Immer noch bewegen wir uns auf die Treppe zu. Plötzlich zieht er mich fest an sich. Ich reiße mich los, komme ins Taumeln und krache so heftig gegen das Treppengeländer, dass mir der Beckenknochen schmerzt. Ich höre ein leises Klirren, doch darüber kann ich nicht nachdenken, denn Renner folgt mir und packt mich fest am Po. Ich kämpfe, um mich aus seinem Griff zu befreien, als er zähnebleckend meint: »Zier dich nicht so! Wer stiehlt, nimmt es mit der Moral nicht so genau.«

Immer heftiger versuche ich mich aus seinem Griff zu befreien. Irgendwie gelingt es ihm, seinen freien Arm um meine Brüste zu legen und zuzudrücken. Mir bleibt die Luft weg. Mittlerweile sind wir am oberen Treppenabsatz angekommen. Wie besessen strampole ich weiter. Für den Bruchteil einer Sekunde fühlt sich Renner siegessicher und lockert den Griff. Panisch und mit aller Kraft reiße ich mich los, drehe mich um. Aus Angst, die Treppe hinunterzufallen, kralle ich mich an Renners Anzugjacke fest. Verzweifelt schließe ich die Augen. Ich will sein Gesicht nicht sehen, wenn er über mich herfällt und grinst. Doch der Druck lässt nach. Karl Renner stößt einen lauten, langgezogenen Schrei aus – begleitet von einem reißenden Geräusch. Ich schaue erschrocken auf und sehe, wie er die Treppe hinunterstürzt. Auf der untersten Stufe bleibt er liegen und starrt mich aus weit aufgerissenen Augen an. Er sagt nichts, bewegt sich nicht.

Meine Beine fühlen sich an wie Gummi. Ich schaue mich um. Ich bin allein. Wieder ein Blick auf Karl Renner. Der liegt unverändert da.

Soll ich nachsehen, ob es ihm gut geht?

Verschwinde so schnell wie möglich, sagt meine innere Stimme – und dieses Mal höre ich auf sie. Im Eilschritt steuere ich den Notausgang an. Erst jetzt merke ich, dass sich die Ausbeute dieses Tages im Futterstoff meiner Jacke verteilt hat. Der Flakon ist zerbrochen, und das Parfüm entfaltet seinen Duft in einem kaum zu ertragenden Ausmaß. Ich stinke wie ein orientalischer Harem.

Egal. Ich laufe weiter, öffne die Notausgangstür und lande direkt auf dem Parkplatz, auf dem mein Auto steht.

Mein Auto! Ein ausrangierter Leichenwagen, den mir meine Freundin mal überlassen hat. Mein ganzer Stolz! Annas Familie betreibt das Bestattungsunternehmen »Marquards letzte Reise«. Ich hatte Glück; als der Wagen für die Firma nicht mehr geeignet war, dachte meine Freundin sofort an mich. Genau zu der Zeit fiel meine alte Karre gerade auseinander.

Ich steige ein und schaue mich um. Niemand ist mir gefolgt. Trotz Kälte kurbele ich hastig die vorderen Fenster herunter, um den Gestank besser ertragen zu können. Dann öffne ich meine rechte Faust, die ich immer noch so fest verschließe, dass sich bereits ein Krampf in der Hand ankündigt.

Kann es noch schlimmer kommen? Es kann!

Darin liegt ein Knopf. Ich weiß, wessen Knopf das ist.

1

Ich betrete meine Wohnung und lege den vermaledeiten Knopf auf die Ablage, auf der sich so ziemlich alles sammelt, was ich nicht gebrauchen kann. Eigentlich müsste mich jetzt mein Hund mit lautem Bellen begrüßen. Doch was ist das? Käpt'n Ahab sieht mich und humpelt jaulend davon. Das Letzte, das ich sehe, ist das wippende Türchen der Katzenklappe, die ich extra für ihn in die Terrassentür eingebaut habe. Eine Hundeklappe wäre zu teuer gewesen, und bei Käpt'n Ahabs Größe reicht eine für Katzen allemal. Dann begreife ich. Meine Duftnote tut ihm in der Nase weh. Frustriert ziehe ich mich aus, fische die Glassplitter aus dem Futterstoff und stopfe das ganze miesige Zeug in die Waschmaschine. Als ich unter die Dusche gehe, fällt mein Blick in den Spiegel. Mein Herz setzt einen Schlag aus. Ich bin übersät mit Blutergüssen. Meine Oberarme sind voller blauer Flecke, auch meine Hüfte und die Oberschenkel. Sogar mein Po. Zum Glück ist Winter, da falle ich mit langärmeligen Klamotten nicht weiter auf. Den Rest sieht man zur kalten Jahreszeit sowieso nicht. Denn jetzt heißt es für mich, nicht aufzufallen. So was Doofes aber auch. Mein ganzes Leben besteht darin, ständig irgendwo anzuecken. Wie soll ich mir das ausgerechnet jetzt verkneifen können? Allein der Duft, der immer lästiger wird, ist schon verräterisch. Der muss verschwinden. Oder mit einem anderen Duft übertüncht werden. Ich stelle mich unter die Dusche und lasse das warme, mit stark duftendem Duschbad versetzte Wasser so lange über meinen Körper rieseln, bis ich mir sicher bin, nicht mehr nach Coco Chanel zu riechen. Ich spüre, wie meine Sorgen nach und nach verschwinden. Warmes Wasser über den geschundenen Körper laufen zu lassen, wirkt wie Balsam auf die Seele. Nachdem ich mich überwunden habe, die Dusche zu verlassen, wickle ich mich in meinen Morgenmantel und reiße sämtliche Fenster zur

Rückseite des Hauses auf, damit der verräterische Duft aus der Wohnung abziehen kann. Ich werfe mich auf die Couch, wickele mich in tausend dicke Decken ein und hoffe, dass mein Hund wieder zurückkommt und sich auf mich legt.

Stattdessen klingelt es an der Tür.

Oh nein! Hat mich doch jemand gesehen? Kommen sie, um mich zu holen? Ich springe vom Sofa, suche die Jogginghose und das Sweatshirt, als ich ein Rufen hinter der Wohnungstür vernehme.

»Jenny! Ich weiß, dass du da bist.«

Meine Vermieterin Silvia Probst. Einerseits ist diese Frau eine echte Zumutung, andererseits gerade jetzt eine Erleichterung: keine Polizei, keine Verhaftung.

»Ich komme ja schon!« Ich ziehe noch schnell ein paar Socken an und eile zur Tür.

Silvia sieht mal wieder schrecklich aus. Ihre krausen, mausbraunen Haare stehen vom Kopf ab, als hätte sie einen Finger in die Steckdose gehalten, die grauen Augen sind weit aufgerissen.

Mit den Worten: »Hast du gerade die Nachrichten gehört?«, schiebt sie ihren massigen Körper in meine Wohnung. Sie setzt sich auf einen Sessel gegenüber der zerwühlten ›Schlafzimmer-Couch‹.

»Meine Güte, warum hast du alle Fenster aufgerissen? Es ist saukalt und jemand könnte einsteigen, während du auf dem Sofa schläfst.« Sie springt auf, verschließt die Fenster und dreht die Heizung hoch.

»Was ist passiert?«, frage ich und unterdrücke meine Wut darüber, dass sie sich eigenmächtig an meinen Fenstern bedient.

»In der Europa-Galerie ist ein toter Mann gefunden worden. Du arbeitest doch da«, ruft sie so laut, dass es in meinen Ohren pfeift.

Aber was habe ich erwartet? Natürlich würde man ihn finden.

Silvia redet weiter. »Es ist der Chef der Security, sagen sie. Stell dir mal vor, die Kriminalpolizei ermittelt!«

»Warum ermitteln die denn?«, frage ich geschockt.

»Weil es nicht sicher ist, ob der Mann durch einen Unfall oder durch Gewalteinwirkung gestorben ist. Er wurde am Fuß einer Treppe gefunden.«

Ihr Gesicht ist leichenblass, obwohl sie in dieser Sache doch nichts zu befürchten hat. Aber so ist sie nun mal, und nur deshalb kann ich mir diese Wohnung leisten. Bestandteil des Mietvertrags ist nämlich, immer ein offenes Ohr für die Vermieterin zu haben, die seit dem Unfalltod ihres Mannes an einer allgemeinen Phobie leidet. Bei Vertragsabschluss hatte ich mir unter dieser Phobie etwas total Unkompliziertes vorgestellt – ein Klacks, den ich nebenbei bewältigen würde. Doch seit fünf Jahren bekomme ich jeden, auch nur den leisesten, Anflug von Angst oder Verzweiflung meiner Vermieterin bis ins Detail geschildert. Ich habe mich schon oft gefragt, wie es diese Frau schafft, in dieser gefährlichen Welt zu überleben. Und jetzt muss ich die Aufregung meines Gegenübers erdulden, die eigentlich meine sein sollte. Das ist nicht so einfach. Mit jedem Wort, das Silvia weiterplappert, werde ich kribbeliger, nervöser, aggressiver. Ich muss mich beherrschen, sie nicht rauszuwerfen. Das könnte nämlich zur Folge haben, dass sie mich rauswirft. Ein Leben im rückwärtigen Teil meines Leichenwagens habe ich schon hinter mir. Das war nicht meine beste Zeit. Also schweige ich und höre zu.

»Die Menschen sind doch alle Verbrecher«, lamentiert sie. »Gehst du morgen wieder arbeiten?«

»Was soll ich sonst machen? Ich habe keine Wahl, wenn ich Geld verdienen will – auch wenn es nur ein Hungerlohn ist.«

»Du bist so mutig!« Silvias graue Augen beginnen zu leuchten, dass mir angst und bange wird. »Deshalb bin ich so froh, dass du im Erdgeschoss wohnst. Ich würde mich das niemals trauen. Schon der Gedanke, dass jemand einfach so eine Fensterscheibe einschlagen und einsteigen könnte, lässt mir graue Haare wachsen.«

Die hast du auch so schon, denke ich brummig, frage aber beherrscht freundlich: »Wie kommst du jetzt darauf? Der tote Mann wurde doch im Einkaufszentrum gefunden.«

»Ach, weißt du, die Welt ist voller schlechter Menschen. Und wenn jetzt solche Gewalttaten schon ganz in unserer Nähe passieren, müssen wir doch damit rechnen, dass die Verbrecher unter uns leben.«

Sie wirft einen Blick auf die Fensterreihe, die zur Straße zeigt. Alle sind mit Lamellen verhängt, sodass ein Blick ins Innere unmöglich ist. Zum Glück bin ich heute Morgen nicht dazu gekommen, sie zu öffnen, sonst bekäme Silvia jetzt die nächste Panikattacke.

Das Erdgeschoss war für mich der ausschlaggebende Punkt, diese Wohnung trotz ihres Schönheitsfehlers zu nehmen. So kann mein Hund durch die Katzenklappe immer rein- und rauslaufen, während ich den ganzen Tag auf der Arbeit bin.

Den Einbau dieser kleinen Öffnung hat mir Silvia nur erlaubt, weil kein Mensch hindurchpasst.

Silvia steht schwerfällig vom Sessel auf und nähert sich dem Wohnzimmerfenster. Misstrauisch beobachte ich sie und höre, wie sie sagt: »Es wäre wirklich ganz einfach, wenn jemand die Absicht hätte, dich zu überfallen.«

»Wer sollte mich schon überfallen wollen?«, frage ich bemüht lässig. Ich habe ganz andere Sorgen und keine Gelegenheit, meine verworrenen Gedanken zu ordnen. Ständig kreist die Frage in meinem Kopf, wo ich einen Fehler gemacht haben könnte. Aber ich kann mich nicht konzentrieren.

Silvia schiebt die Lamellen auseinander, um einen Blick auf die Straße zu werfen. Sie stößt einen spitzen Schrei aus und kreischt: »Da steht jemand!«

»Wo?«

»Direkt am Fenster!« Sie lässt die Lamellen fallen und eilt zur Wohnungstür.

Ich ahne, wen sie gerade gesehen hat, schaue aber trotzdem nach und finde meine Vermutung bestätigt. Mein mir ewig treuer Beobachter Tobias Winter geht mit schnellen Schritten auf die andere Straßenseite. Er hat wohl wie üblich gelauscht.

Die Tür schlägt zu. Ich bin wieder allein.

Gott sei Dank.

2

Ein Geräusch weckt mich. Und das schon vor dem Wecker. Genervt öffne ich die Augen und schalte das Licht ein, um der lästigen Ursache auf den Grund zu gehen.

Neben mir auf dem Bett steht Käpt'n Ahab und wedelt wie wild mit dem Schwanz. Zum Glück hat er noch beide Hinterbeine, sonst würde er umfallen. Vorne fehlt ihm das rechte Bein, darum auch sein Name.

Auch dreibeinig ist mein Käpt'n Ahab schnell wie der Blitz. Ich wundere mich ständig, dass er bei seinen gewagten Straßenüberquerungen noch kein weiteres Bein verloren hat. Jetzt steht er vor mir, als erwarte er ein Lob.

Ich schaue ihn an und sehe zu meinem Entsetzen, dass seine Pfoten voller Erde sind. Das Laken kann also wieder mal in die Wäsche. Vermutlich hat er Silvias Garten umgegraben. Ich weiß ja, wie gerne er seine Schätze vor mir versteckt.

»Na, wieder mal auf Entdeckungsreise gewesen?«, frage ich und quäle mich aus dem Bett. Mir tun sämtliche Knochen weh. Mühsam hinke ich unter die Dusche und hoffe, dass das warme Wasser den Schmerz vertreibt.

Erst als ich mich berieseln lasse, geht der Radiowecker los. Und das in einer Lautstärke, dass die ganze Nachbarschaft was davon hat.

Dabei bin ich mir sicher, dass die Rentner rechts und links neben mir keinesfalls um diese Uhrzeit geweckt werden wollen; und meine Vermieterin auch nicht. Silvia hat genug Geld für fünf weitere Leben, so viel hat ihr der verstorbene Gatte hinterlassen. Sie braucht nicht mehr arbeiten zu gehen.

Notgedrungen verlasse ich vorzeitig die angenehme Dusche, wickele mich in ein Badetuch, tapse mit meinen nassen Füßen ins Schlafzimmer und schalte das plärrende Radio aus. Käpt'n Ahab hat es sich inzwischen im noch warmen Bett bequem gemacht. Bei dem Anblick werde ich traurig. Warum muss ich immer so früh das kuschelige Bett verlassen? Jetzt mit Ahab herumzuknuddeln wäre tausendmal schöner als diesen Scheiß-Job in der Bäckerei zu machen.

Lustlos gehe ich zurück zur Dusche – nicht, ohne weitere Pfützen auf dem Boden zu hinterlassen. Aber das ist mir egal. Die können von alleine trocknen.

Ich föhne mir die Haare, bis ich so struppig aussehe wie mein Hund. Das gefällt mir. Meine kurzen, blonden Haare sind für diese Frisur wie geschaffen. Jetzt noch ein bisschen Gel drauf, und ich konkurriere in meiner Stacheligkeit mit Ahab – nur mit dem Unterschied, dass der Hund kein Gel braucht.

Als ich nach meiner Jacke greifen will und ins Leere fasse, erinnere ich mich, was damit passiert ist. Der Versuch, den Parfümduft herauszuwaschen, ist gestern erst nach dem fünften Waschgang gelungen. Jetzt hängt sie auf der Wäscheleine und trocknet, was noch eine lange Zeit dauern kann. Ich schaue auf das Thermometer: zwei Grad. Ein bisschen kalt ohne Jacke. Aber was soll ich machen?

Ich verlasse die Wohnung nur in Jeans und Pullover.

Die Kälte raubt mir den Atem. Zum Glück steht mein Auto direkt vor der Tür. Doch was ich sehe, stimmt mich auch nicht optimistisch. Ich habe gestern Abend wohl vergessen, die Scheiben zu schließen.

Plötzlich taucht Tobias vor mir auf. »Die wahren Optimisten sind nicht überzeugt, dass alles gut gehen wird, aber sie sind überzeugt, dass nicht alles schief gehen kann«, begrüßt er mich schwülstig zu dieser frühen Stunde. Seine gerade Haltung vermittelt dabei den Eindruck, er sei hochnäsig. Doch ich weiß es besser, auch wenn ich bis heute nicht dahintergekommen bin, warum er immer diese stramme Haltung annimmt.

»Was soll dein Gebrabbel?«

»Das ist kein Gebrabbel, meine Schöne, aber doch Ungebildete. Das ist Schiller. Bei diesen Temperaturen ohne Jacke herumzulaufen, lässt mich Schlimmes ahnen.«

Sofort wird mir heiß. Ahnt Tobias was? Weiß er was?

»Gib mir deine Jacke!«, fordere ich ihn ohne weiteren Kommentar auf und zerze so lange an ihm, bis er sie ausgezogen hat. Hastig schlüpfe ich hinein und fühle mich sofort besser. Mit schnellen Schritten steuere ich mein Auto an und steige ein.

»So war das aber nicht gedacht. Das ist meine Jacke.«

»Du kannst ja nach Hause gehen und dir eine andere anziehen. Ich habe nur eine und die hängt zum Trocknen im Bad.«

»Das ist Diebstahl!«

»Willst du mich anzeigen? Bevor du das tust, würde ich an deiner Stelle mal genau darüber nachdenken. Ich kann nämlich den Spieß umdrehen und dein Stalking vor meiner Tür melden. Das ist nämlich strafbar.«

Tobias streckt den Kopf durch die geöffnete Scheibe und flüstert: »Auch ich kann den Spieß umdrehen.« Dabei kommt er mir verdammt nahe.

Also doch. »Was willst du damit sagen?« Eigentlich will ich es nicht wissen. Aber jetzt ist die Frage raus.

»Ich weiß, was du gestern angestellt hast. Und das ist ebenfalls strafbar.« Er grinst. »Dann teilen wir uns eine Zelle, und ich schreibe meinen Liebesroman einfach nur ein bisschen um.«

Ich schwitze aus allen Poren. Der Kerl schleicht mir wirklich überall hin nach. Ich fühle mich verraten, durchleuchtet, verloren. Mir wird schwindelig. Aber ich lasse mir nichts anmerken. Im Gegenteil. Ganz cool starte ich den Motor und knurre ihn an: »Wenn du deinen Kopf nicht sofort aus meinem Fenster nimmst, schleife ich dich ein paar Kilometer mit.«

»Verdammtes Biest! Gib mir wenigstens meinen Geldbeutel und meine Schlüssel!«

Dem Wunsch komme ich noch nach und brause davon.



Der Weg vom Parkplatz zur Bäckerei fällt mir schwer. Mein rechtes Bein schmerzt noch immer von dem Zusammenprall mit dem übergewichtigen Karl Renner. Ich würde es gern entlasten, aber wenn ich hinke, falle ich auf. Also beiße ich die Zähne zusammen und sehe einen langen, grauenvollen Tag auf mich zukommen. Hinzu kommen die Zweifel, wen ich gestern alles übersehen haben könnte. Dass Tobias Zeuge geworden ist, passt mir gar nicht in den Kram. Damit hat er mich in der Hand. Ich muss etwas finden, womit ich seinen Trumpf überbieten kann. Sein ständiges Auflauern vor meiner Haustür wird da wohl nicht reichen.

Kaffeeduft hüllt mich ein, als ich die Galerie betrete. Blecherne Musik ertönt aus Lautsprechern, die man nirgends sieht. Die Schnulzen steigern angeblich die Kauflust der Leute. Zum Glück ist Weihnachten vorbei. Zu der Zeit war es kaum auszuhalten. Jetzt spielen sie alte deutsche Schlager, die ich spätestens nach einer Stunde nicht mehr wahrnehme.

Meine Kolleginnen sind schon alle da. Sie sind eigentlich jeden Tag vor mir da. Den

Ehrgeiz, die Erste im Bäckerladen zu sein, habe ich nicht. Eigentlich noch nie gehabt. Auch heute sagen ihre Blicke mehr als tausend Worte. Uns trennen Welten. Unsere Zusammenarbeit basiert nur auf gegenseitiger Beherrschung. Deshalb halte ich mich lieber abseits auf. Die Nähe zu den Plappermäulern käme mir auch nicht zugute, sollte ich wieder einen neuen Coup planen. Doch davon werde ich in nächster Zeit wohl die Finger lassen müssen. Das rät mir die Anwesenheit der vielen Männer und Frauen, die ich aus den Augenwinkeln beobachte. Deren Unauffälligkeit schreit geradezu »Polizei«. Das Einkaufszentrum wird also unter die Lupe genommen. Es sieht nicht so aus, als sei der Fall als Unfall abgeschlossen.

Schlimmer hätte es nicht kommen können.

»Hast du mitgekriegt, was gestern passiert ist?«, kommentiert meine Kollegin Susi mein überraschtes Gesicht.

»Nein.«

Sie erzählt mir alles, was sie weiß. Und das ist nicht viel. Was mir dabei gehörig gegen den Strich geht, ist ihre Lobhudelei für Karl Renner. »Da haben wir endlich einen guten Mann, der den Dieben mal richtig auf die Finger klopft, schon bringt ihn jemand um.«

»Also war er nicht der richtige Mann«, kontere ich und gebe mir alle Mühe, so teilnahmslos wie möglich zu gucken. Ich will auf keinen Fall, dass dieser Kerl bemitleidet wird.

»Warum?«

»Sonst hätte er sich nicht umbringen lassen.«

Damit ist das Geplänkel beendet. Susi weiß nicht, was sie darauf entgegnen soll. Sie dreht sich mit einem verächtlichen Blick um und beginnt, die Theke abzuwischen.

Mein Blick schweift zur Parfümerie nebenan. Der Sockel auf der Glasvitrine ist leer. Ob sie einen neuen Flakon hinstellen? Gespannt behalte ich den Sockel im Auge. Doch kaum ist der Flakon aufgestellt, gesellen sich auch schon mehrere Frauen hinzu, die eindeutig keine Kundinnen sind. Sie benutzen die Flasche Coco Chanel also als Köder.

Wer ist so blöd und klaut dasselbe Teil zweimal? Ich will gerade verächtlich lachen, als mir die Antwort einfällt: ich! Denn mir ist die Beute futsch gegangen. Der ganze Stress war völlig umsonst. Doch wie die Dinge aussehen, werde ich in nächster Zeit kein Parfüm mehr mitgehen lassen können.

Frustriert bringe ich den arbeitsreichen Tag hinter mich.

Am Abend bin ich erleichtert, ohne neue Zwischenfälle nach Hause fahren zu können, und freue mich auf einen gemütlichen Feierabend mit meinem zotteligen Hund. Doch kaum in meiner Wohnung gelandet, sehe ich, dass Käpt'n Ahab nicht allein ist. Meine Oma sitzt neben ihm. Die beiden funkeln sich mit bösen Blicken an. Oma Käthe und Käpt'n Ahab können sich nicht leiden. Schon vom ersten Tag an. Ich setze mich zwischen die beiden und frage: »Was machst du denn hier?«

Käthe schaut auf und schimpft: »Was ist das denn für eine Begrüßung? Ich dachte, du freust dich, wenn du mich wieder siehst.«

Das Feingefühl eines Trampeltiers. Kaum ausgesprochen, tun mir meine Worte leid. Mit ausgestreckten Armen gehe ich auf Oma zu und nehme die kleine, rundliche

Frau mit aller Herzlichkeit in die Arme. Sie ist meine ganze Familie. Mehr ist nicht mehr übrig.

Da sollten wir zusammenhalten – vor allem, weil wir uns verdammt ähnlich sind. Ihre Wärme tut mir gut. Wir lassen uns aufs Sofa sinken, und ich spüre, dass ich sie am liebsten nicht mehr loslassen würde. Doch plötzlich fängt Ahab an zu kläffen wie ein Verrückter.

»Aus!«, schreie ich. Doch das interessiert ihn so wenig wie sonst auch. Auf meine Kommandos hat er noch nie gehört. Warum also gerade jetzt?

»Schaff diesen Flohpinscher aus der Wohnung«, kreischt meine Oma.

»Das ist kein Flohpinscher«, verteidige ich meinen Hund.

»Was denn sonst? Schau mich mal an. Ich bin voller Haare.«

Jetzt befinde ich mich in einer echten Zwickmühle. Ich kann Ahab nicht einfach vor die Tür setzen. Auch nicht für einen Abend. Dafür habe ich den struppigen, kleinen Dreibeiner viel zu gern. Also entscheide ich mich für einen Kompromiss und sperre ihn ins Schlafzimmer.

Endlich ist es ruhig im Wohnzimmer.

Oma öffnet eine Flasche Rotwein. »Der Wein schmeckt ganz besonders gut.«

»Wo hast du ihn geklaut?«

»Wie kommst du darauf, dass er gestohlen ist?«

»Weil du immer sagst, dass Diebesgut am besten schmeckt.«

Peinlich berührt rückt Oma ihren Rock zurecht. »Na ja. Der kleine Laden bei mir um die Ecke wird von einem Türken geführt.«

»Aha. Rassistisch?« Ich grinse.

»Blödsinn! Ich doch nicht.« Oma ist empört. »Aber dieser Kerl hat mir einfach Hausverbot erteilt, weil ich meine Zeitung mal anschreiben lassen wollte.«

»Der kennt dich eben besser, als gut für dich ist.«

»Jedenfalls bin ich nicht mit leeren Händen aus dem Laden gegangen.« Stolz hebt sie das Kinn, und ich muss lachen.

Wir stoßen an und probieren den Wein. Er schmeckt wirklich vorzüglich.

»Hattest du einen bestimmten Grund, heute zu kommen?« Ich gebe mir Mühe, meine Frage geschickter als eben zu stellen.

Oma steht auf und geht zu den mit Lamellen verhängten Fenstern. Sie schiebt den Sichtschutz zur Seite. Ich halte den Atem an. Hoffentlich steht Tobias nicht direkt davor und versetzt Käthe in Angst und Schrecken.

Aber nichts dergleichen passiert.

»Morgen früh habe ich einen Gerichtstermin im Landesgericht Saarbrücken. Um nicht den weiten Weg in der Frühe fahren zu müssen, dachte ich mir, ich schlafe einfach bei dir«, antwortet meine Oma mit Blick auf die Straße.

»Musst du als Zeugin aussagen?«

»Nein! Ich werde beschuldigt, Steuern hinterzogen zu haben.«

»Was hast du getan?«

»Stell dir mal vor. Ich habe lediglich Alkohol und Zigaretten aus Luxemburg rübergefahren. Dafür wird man heutzutage strafrechtlich verfolgt.«

»Kleine Sünden straft der liebe Gott sofort.«

Oma wirft mir einen bösen Blick zu. »Aber das tue ich doch nur für die, die selbst

nicht rüberfahren können.«

»Um es ihnen zum doppelten Preis zu verkaufen.«

»Von irgendwas muss ich ja leben – und meinen Sprit bezahlen.«

»Es gibt Gesetze«, halte ich schwach dagegen. »Sie geben dir vor, wie viel du von dem Zeug über die Grenze bringen darfst.«

»Von Gesetzen musst du gerade sprechen.«

Stimmt. Damit hat sie recht. Also sage ich nichts mehr.

»Welche Strafe kann ich schlimmstenfalls bekommen?«

Ich pruste laut los: »Sie werden dich zu sozialer Tätigkeit verdonnern, denn Geld können sie von dir keins nehmen.«

»Sehr witzig«, brummt Oma.

»Ich stelle mir gerade vor, wie du in einer Pflegeeinrichtung hilfst. Da passt du hin wie der Fuchs in den Hühnerstall.«

»Du glaubst doch nicht, dass ich hilflose Leute bestehlen würde?«

»Nur die, die genug haben.«

Oma überlegt kurz und nickt. Wieder muss ich schallend lachen.

Dann gestehe ich Oma, in welche Lage ich mich manövriert habe. Meinen ständigen Beobachter erwähne ich allerdings nicht; das ist mir einfach zu peinlich.

Es wird ein langer Abend, bis wir beide schließlich müde ins Bett fallen. Als einzige Lösung fällt uns mein Einstieg in Omas Schmuggelgeschäft ein. Aber darüber will ich zuerst mal gründlich nachdenken. Sie ist deswegen bereits vorbestraft. Das würde mir gerade noch fehlen.

Aber das Denken fällt mir schwer. Geistig bin ich bei Käpt'n Ahab, der diese Nacht unfreiwillig auf dem Sofa nebenan verbringen muss.

3

Schon wieder wache ich vor dem Wecker auf. Dieses Mal höre ich meine Oma neben mir herumwursteln. Sie sitzt aufrecht im Bett und kratzt sich am Bein.

»Dein Flohpinscher hat Flöhe.«

»Hat er nicht. Es gibt Duschen, die halte ich für eine bessere Alternative als Kratzen«, gebe ich mürrisch zurück.

Geistesgegenwärtig schalte ich den Radiowecker aus, damit er nicht wieder genau dann losplärrt, wenn ich unter dem wohlig warmen Wasserstrahl stehe.

»Dein Hund ist schuld.«

»An Ahab kann es nicht liegen. Wir haben gestern Abend das Bett frisch bezogen. Da ist kein Haar von ihm dran. Und heute Nacht war er nicht hier.«

»Willst du damit sagen, dass ich ungepflegt bin?«, hakt Oma nach.

»Zum Beispiel!«

Sie wirft mir ein Kissen an den Kopf. Lachend lassen wir uns zurücksinken und sinnieren über das Für und Wider einer Dusche am frühen Morgen.

Als ich wieder aufwache, ist es hell.

Erschrocken fahre ich hoch. Der Wecker zeigt acht Uhr. Ich müsste schon längst im

Bäckerladen stehen. »Scheiße! Jetzt habe ich verschlafen.« Ich springe aus dem Bett und gleichzeitig in die Hose. Der Länge nach knalle ich auf den Boden, genau auf den Bluterguss an der Hüfte. Der Schmerz ist so heftig, dass mir die Luft wegbleibt.

Erschrocken klettert meine Oma aus dem Bett. »Kindchen! Was ist mit dir?« Besorgt beugt sie sich zu mir runter.

Da hockt sie in Unterwäsche mit Hüfthalter – ein Anblick, bei dem ich trotz misslicher Lage lachen muss.

»Lachst du mich aus?«

»Käme mir nie in den Sinn.« Schon wieder pruste ich los.

»Brigitte Bardot sieht heute auch nicht mehr so aus wie früher«, hält Oma Käthe beleidigt dagegen und stolziert zum Bett zurück, neben dem sie ihre Kleider abgelegt hat.

Ich schaffe es endlich aufzustehen und mich fertig anzuziehen. Spontan beschließe ich, den Tag ohne Dusche zu beginnen. Ich verabschiede mich von Oma Käthe mit einer Umarmung und einem Kuss. Doch bevor ich aus dem Haus eile, rufe ich ihr zu: »Schick mir eine SMS, wie der Prozess ausgegangen ist!«

»Ach Kindchen! Ich rufe dich lieber an. Mit dem kleinen Ding kann ich so schlecht tippen.«

»Okay! Dann sprich mir auf die Mailbox, falls ich das Handy nicht in Reichweite haben sollte.«

»Geh schon, Kindchen!«

Ich schlage die Haustür hinter mir zu.

Niemand steht auf dem Bürgersteig. Erstaunt schaue ich mich um. Keine Spur von Tobias Winter. Als mein Blick an mir runterwandert, stelle ich fest, dass ich immer noch seine Jacke trage. Vielleicht hat er keine zweite.

Der Gedanke gefällt mir.

Ich steige in den Wagen und fahre los. Doch wenn der Tag schon so anfängt, geht er meistens auch so weiter. Ich finde keinen freien Parkplatz. Nur noch zahlungspflichtige, was mir bei meinem Hungerlohn nicht in den Kram passt. Die Parkplatzsuche zieht sich in die Länge und führt zu keinem Ergebnis. Wütend parke ich auf einem öffentlichen Platz zwischen zwei Kleinwagen. Als ich aussteige, bemerke ich überraschte und fragende Gesichter einiger Passanten. Ich will ihnen gerade die Zunge rausstrecken, als mir einfällt, dass ich mit einem Leichenwagen unterwegs bin. Also verhalte ich mich so unauffällig wie möglich und steuere meinen Arbeitsplatz an. Schon wieder überall Polizisten. Sie befragen Kunden und Mitarbeiter des Einkaufszentrums.

Ich strengte mich an, mein Hinken zu unterdrücken, und lege einen Zahn zu, um so schnell wie möglich hinter der Ladentheke zu verschwinden.

Doch wer steht vor dem Eingang der Bäckerei?

Ich brauche gar nicht genauer hinzusehen. Schon an der Statur kann ich ihn erkennen; niemand sonst hat so eine perfekte Haltung wie er: Tobias Winter – mein Stalker.

Mein Herz setzt einen Schlag aus. Hat er mich angezeigt?

Vor Schreck vergesse ich, dass ich nicht hinken darf, und ziehe mein schmerzendes Bein nach. »Frau Jennifer Klein?« Eine männliche Stimme ganz nah an meinem

rechten Ohr.

Schockstarr bleibe ich stehen und drehe mich langsam um. Dort steht ein großer Mann, deutlich größer als ich mit meinen einsfünfundsiebzig. Ich fühle mich klein und mickrig. Er schaut mich von oben herab an und grinst süffisant.

Rasch besinne ich mich, hebe die Schultern, um größer zu wirken, und frage: »Wer will das wissen?«

»Kriminalhauptkommissar Harald Dennerlein«, kommt es zurück. Er tippt sich an die hohe Stirn. Erst jetzt sehe ich, dass er schütteres, fast graues Haar hat. Alles an dem Typ sieht kalt aus. Ob das am Job liegt?

Ich nicke zaghaft.

»Sie kannten sicherlich Karl Renner?«

»Wer kennt den nicht?«, brumme ich.

»Dann wissen Sie auch, was hier im Einkaufszentrum passiert ist?«

»Wer weiß das nicht?«

»Würden Sie bitte damit aufhören, jede meiner Fragen mit einer Gegenfrage zu beantworten.«

Erschrocken schaue ich auf. Sein Gesichtsausdruck ist böse, die eisgrauen Augen funkeln mich an. Ich nicke, worauf er seine nächste Frage losschießt: »Wo waren Sie am Montagabend um zwanzig Uhr?«

Ich schnappe nach Luft. Wie kommt der dazu, mich so was zu fragen?

»Das müssen wir jeden fragen, der hier arbeitet«, fügt er an, als er meine Reaktion sieht. »Also antworten Sie mir einfach, und Sie sind mich wieder los.«

»Ich bin um kurz vor acht gegangen«, sage ich wahrheitsgemäß.

»Ihre Kolleginnen behaupten aber etwas anderes.«

Ich überlege ernsthaft, diese Zicken auch noch aus dem Weg zu räumen. Vor dem Kommissar bleibe ich so gelassen, wie das in meiner Situation möglich ist. »In unserem Bäckerladen gilt: Die Letzte sperrt ab und macht das Licht aus. Das war am Montag definitiv nicht ich.«

Harald Dennerlein nickt. »Dann werde ich die Damen noch mal dazu befragen müssen.«

»Tun Sie das.«

»Noch eine Frage. Was ist mit Ihrem rechten Bein passiert?«

Mir wird heiß und kalt. Ich hatte gehofft, das Gespräch sei zu Ende. Mist.

»Nichts.« Die dümmste Antwort, die ich geben kann.

»Das sieht aber nicht nach *nichts* aus.«

Endlich habe ich einen Einfall. »Mir ist der Zehennagel am dicken Zeh ins Fleisch reingewachsen. Das tut ganz schön weh.«

Harald Dennerlein wirft mir einen ungläubigen Blick zu, dreht sich wortlos um und geht.

Endlich ist das beklemmende Gespräch beendet. Dafür ist meine Wut entflammt. Mit Riesenschritten, ohne darauf zu achten, ob ich hinke oder nicht, stürme ich auf die Bäckerei zu, als sich mir Tobias in den Weg stellt.

Den hatte ich total vergessen. »Habe ich das dir zu verdanken?« Ich zeige in die Richtung, in die der Kommissar verschwunden ist.

»*Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht*«, zitiert Tobias.

»Schiller?«

Tobias nickt.

»Hast wohl mit seinen *Räubern* geschlafen, was?«

»Alle Achtung. Deine plötzlich erlangte Allgemeinbildung überrascht mich«, spottet er. »Ich bin dabei, eine wunderbare Geschichte über uns beide zu schreiben. Das erfüllt mein Herz mit Glück, aber leider nur für den Moment. Die Wirklichkeit holt mich immer viel zu schnell wieder ein. Aber diese schöne Geschichte zu schreiben ist es mir wert. Als würde ich meine Träume festhalten.«

»Lass mich bloß mit deinen Liebesschwüren und Gedichten in Ruhe.«

Doch Tobias gibt nicht auf. »Hörst du mir denn gar nicht zu? Ich schreibe eine Geschichte.«

»Ach du lieber Gott«, pruste ich los. »In die Geschichte willst du auch noch eingehen. Das passt. In meinen Stalker-Annalen bist du schon lange festgehalten.«

Tobias schaut mich entsetzt an.

Eine Weile halte ich seinem Blick stand, bis sein Gesichtsausdruck ganz traurig wird, er sich umdreht und mit gesenktem Kopf fortgeht.

Seine Reaktion holt mich wieder von meiner Palme herunter. So betroffen habe ich Tobias noch nie gesehen. Ich war wohl ganz schön gemein zu ihm. Die Traurigkeit in seinem Blick hat mir tatsächlich zugesetzt. Ist jetzt aber auch nicht mehr zu ändern. Jetzt muss ich erst mal ein Hühnchen mit meinen Kolleginnen rupfen.

An der Ladentheke sind keine Kunden. Dann weiß ich, wo ich Susi und Jasmin finden kann – rauchend im hinteren Aufenthaltsraum.

Demonstrativ wedele ich mit beiden Händen und frage: »Wie kommt ihr dazu, den Bullen zu sagen, ich hätte nach euch den Laden verlassen?«

»So war es doch«, antwortete Susi mit piepsiger Stimme. »Als ich gegangen bin, habe ich dich nämlich noch hier gesehen.«

Für einen kurzen Augenblick bin ich aus dem Konzept. Doch ich fasse mich genauso schnell auch wieder: »Dann wird es Zeit, dass du mal zum Augenarzt gehst.«

Blödes Kichern ist die Antwort.

»Ich rate dir, diese Lüge bei dem Bullen zu klären, der jeden nach seinem Alibi fragt«, füge ich wütend an.

»Das war keine Lüge«, verteidigt sich Susi. »Vermutlich habe ich mich in der Zeit geirrt.«

»Dann sagst du genau das zur Polizei. Ich habe nämlich keine Lust auf unnötigen Ärger.«

»Klar. Tut mir leid. Das war keine Absicht.«

Verwundert schaue ich Susi an, die meine Überraschung sofort ausnutzt: »Würdest du mit mir die Schicht tauschen?«

Ich ziehe die bundeswehrgrüne Jacke aus, die mir viel zu groß ist, und werfe einen Blick in den Spiegel. Meine Haare stehen wie Palmwedel in die Höhe und schaukeln. Meine Güte, wie soll ich so den ganzen Tag überstehen?

»Warum willst du tauschen?«

»Ich habe heute Abend was vor. Deshalb würde ich gern morgen frei machen und dafür am Samstag arbeiten.«

Da muss ich nicht lange überlegen. Ich willige ein und will nach vorne gehen, um

zumindest den Eindruck zu erwecken, hier würde gearbeitet, als sie mir die nächste Frage stellt: »Wer war eigentlich der süße Typ, der vor der Bäckerei auf dich gewartet hat?«

Ich schaue in Susis Gesicht und glaube, dort echtes Interesse zu erkennen. Sollte das die Lösung für mein Problem sein? »Das ist Tobias. Warum? Gefällt er dir?«

»Ist das dein Freund?« Dicht hinter Susi steht Jasmin. So kann sie sicher sein, alles zu hören, was ich sage.

»Nein. Wir kennen uns nur schon ziemlich lange«, spiele ich das Verhältnis zwischen Tobias und mir elegant herunter.

»Was macht Tobias beruflich?«

Jetzt wird's brenzlig. Wenn ich ehrlich antworte, ist das Interesse sofort wieder erloschen. »Er ist eigentlich Wissenschaftler von Beruf.«

»Eigentlich?«

»Ja. Er hat nur zurzeit keinen Job.« Jetzt ist es raus.

»Also Hartz-IV-Empfänger?«, kombiniert Susi mit einer Schnelligkeit, die mich überrascht.

»Aber nur, weil er überqualifiziert ist«, halte ich dagegen. »Überall, wo er sich bewirbt, lehnt man ihn ab, weil die Arbeitgeber befürchten, der angebotene Job könnte Tobias unterfordern.«

»Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder?«

»Doch. In ganz Deutschland ist es ihm so ergangen.« Ich schaue sie so ehrlich an wie möglich.

Susi bleibt skeptisch.

Und meine Hoffnung, diesen lästigen Kerl loszuwerden, schwindet.



Der Vormittag ist schrecklich. Überall Polizeibeamte, und auch die Security zeigt eine Präsenz, die mich ganz kribbelig macht. Keine Chance, auch nur an ein Nebengeschäft zu denken. In meinem Bemühen, unauffällig zu sein, lasse ich fast jedes Brötchen zuerst dreimal fallen, bevor es über die Ladentheke geht. Die Gesichter der Kunden sind dementsprechend alles andere als freundlich. Umso glücklicher bin ich, als ich in der Mittagspause ein bekanntes Gesicht sehe: Anna steht vor der Theke. Ihre dunklen Haare trägt sie mal wieder wie Nana Mouskouri, dazu die viel zu große Brille. Nur ihr breites Lachen betont ihr hübsches Gesicht.

Ich komme hinter der Theke hervor, um meine Freundin in den Arm zu nehmen.

»Gehen wir heute Abend die Kneipen verunsichern?«, fragt Anna.

»Geht nicht.«

»Warum nicht? Du hast doch morgen frei.«

»Ich Idiotin habe die Schicht getauscht. Dafür habe ich am Samstag frei.« Zerknirscht schaue ich meine Freundin an, die den Blick ebenfalls enttäuscht erwidert.

»Wo kommst du jetzt eigentlich her?«, frage ich mehr aus Verlegenheit denn aus Neugierde.

»Was glaubst du wohl? Vom Mond«, reagiert Anna gereizt. »Ich habe Neil

Armstrong gebeten, mich mal eben auf die Erde abzuseilen, weil ich dort mit meiner Freundin einen gemeinsamen Abend verbringen will.«

»Ach Anna, schieß auf die Arbeit. Wir gehen heute Abend die Stadt verunsichern.«

Anna lacht erfreut. Wir fallen uns in die Arme und machen einen Treffpunkt aus, wo wir unsere Kneipentour starten wollen.

Den Rest der Pause schlendere ich allein durch die Hallen des Einkaufszentrums. Begleitet werde ich von der schnulzigen Musik, die das gesamte Shopping-Center beschallt. Überall Polizei und Security. Ich wage kaum noch, in ein Schaufenster zu schauen, weil ich befürchte, man könnte meine Gedanken lesen. Als ich mit einem Mann in Polizeiuniform zusammenstoße, kommt mir ein glänzender Einfall. Ein Blick ins Schaufenster des Dessous-Geschäftes, und die Lösung liegt regelrecht vor mir. Ich steige von Parfüm auf Dessous um. Die kann ich einfach unter meinen Klamotten anbehalten und damit rausspazieren. Die Warensicherungsetiketten erkenne ich sofort. Es sind elektronische, die einen Alarm auslösen. Irgendwann habe ich mir mal das Gerät »besorgt«, mit dem man sie entfernen kann. Da es nur so groß wie ein Handy ist, trage ich es immer bei mir.

Doch beim Anblick des Polizeibeamten bekomme ich zittrige Knie.

Groß steht er vor mir, lächelt mich mit seinen bernsteinbraunen Augen an und sagt: »Entschuldigen Sie bitte.« Dabei zieht er seine dunkelblaue Polizeimütze vom Kopf, verneigt sich und offenbart mir seine blonde, lockige Haarpracht.

Ich nicke nur und suche seine Uniform ab. Das einzige, was mir auffällt, sind zwei silberne Sterne auf der Schulterklappe. Wenn ich jetzt noch wüsste, was das bedeutet. Doch er wartet nicht länger, sondern geht weiter. Seine Schritte sind lässig. Das bedeutet wohl, dass unsere Begegnung wirklich nur zufällig war. Ich leide schon an Verfolgungswahn. Trotzdem werfe ich noch einen sehnsüchtigen Blick ins Schaufenster. Ein zartrosa Torselett mit der Bezeichnung »Maligne« – was mehr als vielsprechend klingt – ist dort ausgestellt. Der Preis: sagenhafte 215 Euro. Was könnte ich mit dem Geld alles anstellen ...

Ich kann nicht warten, bis diese Sicherheitsleute verschwunden sind. Während ich zur Bäckerei zurückschlendere, überlege ich, wann ich mir dieses Stück Reizwäsche am besten zulege.

Als ich den hageren Harald Dennerlein die Bäckerei verlassen sehe, verfliegt mein neu gewonnener Optimismus schlagartig. Mit schnellen Schritten geht er davon, ohne sich umzudrehen. Zum Glück, sonst hätte er mich mit Maulsperr gesehen. Was geht hier vor? Warum ermittelt dieser Kripomann so verbissen bei uns?

Ich gehe an der Ladentheke vorbei in die hinteren Räume, als sich mir der Chef breitbeinig in den Weg stellt. Er sieht aus wie ein Bullterrier. Kleine, dunkle Augen funkeln in seinem pausbackigen, rot angelaufenen Gesicht. Darunter schwabbelt sein Dreifachkinn. Der Bauch ist so dick, dass sein brauner Anzug sich wie ein geblähtes Segel vor ihm wölbt. Die gelbe Krawatte hat sich ihren Weg auf die rechte Seite gebahnt, wo sie schief unter der Jacke verschwindet. Mit vor der Brust verschränkten Armen schaut er von unten herauf. »Warum erfahre ich erst jetzt, dass die Bäckerei am Montagabend nicht abgeschlossen war?«

Erschrocken schaue ich den kleinen Mann an, auf dessen Halbglatze ich am liebsten gekotzt hätte. »Ich habe nichts damit zu tun. Als ich gegangen bin, waren

Susi und Jasmin noch da.«

»Susi und Jasmin sagen etwas anderes.«

»Klar. Die wollen nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Jedenfalls ist es so. Ich habe die Bäckerei um fünf vor acht verlassen.«

Peter Wollny grinst. »Gut zu wissen. Diese Stunde und die Stunde von heute Morgen werden dir vom Lohn abgezogen.«

Ich könnte ihn erwürgen. Aber der Abzug vom Lohn ist mir immer noch lieber als der Vorwurf, den Laden offen gelassen zu haben. Ich nicke, gehe in den Aufenthaltsraum, wo die Kittel hängen, und mache mich an die Arbeit. Die mürrischen Gesichter meiner Kolleginnen übersehe ich lieber. Ich bin mir nicht sicher, was die beiden im Schilde führen. Die Frage, ob sie am Montag etwas gesehen haben, lasse ich nicht zu, sonst bekomme ich die nächste Paranoia.

»Dein Handy piepst alle fünf Minuten«, brummt Susi. »Das nervt.«

Ich schnappe mir das Mobiltelefon; sicherlich hat meine Oma auf die Mailbox gesprochen. Die Erinnerungsfunktion an dem Gerät ist einfach klasse, so verpasse ich keine Nachricht. Tatsächlich. Mit deutlich hörbarer Anstrengung in der Stimme erklärt mir meine Oma das Strafmaß, das mir ein Lächeln über das Gesicht huschen lässt. Sie muss zwanzig Stunden soziale Dienste in einem Altenheim absolvieren, also den Alten ihre Wünsche erfüllen.

Nach Feierabend suche ich verzweifelt nach meinem Wagen, der nicht an seinem gewohnten Platz steht. Zum Glück fällt ein Leichenwagen immer und überall auf. Was mir allerdings auch auffällt, ist der Strafzettel unter dem Scheibenwischer: 40 Euro wegen Falschparkens. Ich will es nicht glauben. Die Dessous müssen her. Ich kann nicht warten, bis die Polizei aus dem Einkaufszentrum verschwunden ist.



Am St. Johanner Markt reiht sich eine Gaststätte an die nächste. Für Anna und mich führt der Weg wie immer in unsere Lieblingskneipe. Anna behauptet, der Laden sei extra nach ihr benannt worden. Deshalb sieht sie es als ihre Pflicht, dort einzukehren.

»Tante Anna« liegt etwas abseits vom Marktplatz und schräg gegenüber der Basilika. Die Inneneinrichtung ist auf alt getrimmt. Auch die ständig wechselnden Dekorationen haben stets den Charme vergangener Zeiten. Laute Musik und das Stimmengewirr der vielen Gäste dröhnen durch die Fenster nach draußen. Genau unser Ding. Mit Freudengeheul stürmen wir den Laden, kämpfen uns zur Theke durch und bestellen zwei Bier. Erst als wir unsere Lieblingsecke erobert haben, komme ich dazu, Anna bis ins Detail zu berichten, was mir seit Montag alles passiert ist. Die Geräuschkulisse ist verdammt laut, sodass ich schreien muss, damit sie mich versteht. Aber das ist gut so. Da muss ich nicht befürchten, dass jemand zuhört.

Anna sieht heute Abend wieder fantastisch aus. Sie hat ihre Brille gegen Kontaktlinsen getauscht und die Haare locker frisiert. So erinnert sie mich an Angelina Jolie – nur dass Anna noch schöner ist. Doch jetzt wirkt sie ernsthaft besorgt um mich. Ihr Gesicht ist blass geworden, kleine Falten haben sich auf ihrer Stirn gebildet. Sie nimmt mich in den Arm. Das tut gut. Am liebsten würde ich ewig

so sitzen bleiben. Plötzlich wird es verdächtig dunkel.

In höchstem Maße alarmiert schaue ich hoch und sehe Kriminalhauptkommissar Harald Dennerlein vor unserem Tisch stehen. Er sieht mich an, als hätte er jedes Wort von dem verstanden, was ich Anna gerade erzählt habe.

»Ist der Platz noch frei?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, setzt er sich neben uns.

Anna und ich schauen uns verdutzt an. Wir rücken näher zusammen, wodurch ich den Abstand zu Dennerlein vergrößere. Ihn scheint das nicht zu interessieren.

»Wer ist das?«, raunt mir Anna zu.

»Der Kriminalhauptkommissar, von dem ich dir gerade erzählt habe.«

Anna schnappt nach Luft.

»Darf ich die Damen zu einem Bier einladen?«

Ich habe schon zwei intus und bezweifele, dass ein drittes sinnvoll wäre. Alkohol löst bekanntlich die Zunge. Vermutlich steckt genau diese Absicht hinter der falschen Freundlichkeit.

»Bezahlen kann er doch. Aber reden werden wir nicht«, brummt Anna leise.

Wir nicken, und der Kommissar verschwindet für kurze Zeit in der Menschenmenge vor der Theke.

»Was will der?«, fragt Anna genervt. »Ich dachte, wir machen uns einen lockeren Weiberabend, und plötzlich kommt der daher.«

»Wir machen unseren Weiberabend. Der Kriminalhauptkommissar wird uns mal kennenlernen«, beschließe ich voller Tatendrang. »Wenn er meint, uns abfüllen und ausfragen zu können, wird er sein blaues Wunder erleben.«

»Oder zwei blaue Wunder«, fügt Anna mit einem schiefen Grinsen an. »Die blaue Anna und die blaue Jenny.«

Wir kichern.

»Woher die gute Laune?«, dringt plötzlich Dennerleins Stimme an mein Ohr. »Die Mordkommission hat Sie im Fokus der Ermittlungen und Sie lachen und trinken Bier.« Er stellt drei volle Gläser auf den Tisch.

Ich habe schlagartig keinen Durst mehr. Wovon redet der da?

»Wieso bin ich im Fokus der Ermittlungen?«

»Wissen Sie das nicht?« Er tut überrascht. »An Karl Renners Kleidung haftete der Geruch von Coco Chanel. Das Parfüm war am Montag neu in der Parfümerie neben Ihrer Bäckerei eingetroffen und auf einem gut sichtbaren Platz präsentiert worden. Am Abend war es verschwunden.«

»Dann haben Sie ja den Dieb überführt«, erwidere ich ironisch. »Karl Renner hat vielleicht ein Geschenk für seine Frau gebraucht.«

Dennerlein grinst amüsiert: »Nicht so voreilig. Wir wissen, dass Sie für die Tatzeit kein Alibi haben.«

»Ich sagte doch, dass ich um kurz vor acht gegangen bin.«

»Eben. Das ist genau die Tatzeit. Denn die Verkäuferinnen der Parfümerie haben gesehen, dass Sie den Flakon den ganzen Tag über beobachtet haben. Kurz vor Feierabend war er verschwunden.«

»Blödsinn!« Ich muss mich anstrengen, dass er mich gegen den Lärmpegel überhaupt hört, meine Stimme droht zu versagen. Ich war mir so sicher, dass keiner

etwas gemerkt hat. Und jetzt das. »Als ich wegging, war der Flakon noch an seinem Platz.«

»Ich würde Ihnen gern glauben. Aber zufällig ist es so, dass dieser Flakon genau zu dem Zeitpunkt verschwunden ist, zu dem Sie die Bäckerei verlassen haben. Und dann finden wir Karl Renner tot am Fuß der Treppe mit dem Duft von Coco Chanel an seinem zerrissenen Anzug.«

»Das heißt doch, dass er das Parfüm hatte.«

»Nein, denn es sind keinerlei Überreste des Flakons bei Karl Renner gefunden worden«, präzisiert Dennerlein. »Karl Renner hat kurz vor seinem tödlichen Sturz mit jemandem gekämpft. Vermutlich ging dabei der Flakon zu Bruch.«

»Karl Renner hat gekämpft und verloren?« Ich tue staunend. »Dann muss sein Gegner aber ein Gorilla gewesen sein.«

Ich spüre einen Tritt ans Scheinbein. Anna passt auf mich auf. Der Schmerz tut gut.

Dennerlein prostet uns zu. Wir trinken, und ärgerlicherweise schmeckt das Bier. Deshalb trinke ich schneller, als ich eigentlich will. Oder ist es die Nervosität?

Kaum sind die Gläser halb leer, verschwindet der Kommissar wieder an die Theke und kehrt mit zwei vollen Gläsern zurück.

Wir stoßen an. Wieder trinke ich schneller, als ich sollte. Zu dumm, dass ich lange kein Bier mehr getrunken habe. Es schmeckt viel zu gut für die gefährliche Gesellschaft, in der ich mich befinde. Es dauert nicht lange, und die nächste Runde steht auf dem Tisch. Ich beobachte den Kellner, wie er genau darauf achtet, wer welches Glas bekommt. Ich habe Dennerleins Spiel durchschaut.

Ich wechsele einen Blick mit Anna und erkenne, dass sie genau das gleiche beobachtet hat. Doch Dennerlein merkt nichts. Er erfreut sich an unserem Anblick und bietet uns tatsächlich das Du an.

»Ich heiße Harald.«

Plötzlich geht die Musik aus. Der Wirt hat wohl irgendeinen falschen Knopf an seiner Anlage gedrückt. In meinem leichtsinnigen Übermut beginne ich zu singen: »Das erste Schaf hieß Anna. Und es trank gerne Manna.«

Anna und ich lachen übermütig.

Dann singt sie weiter: »Das zweite Schaf hieß Jenny. Es sparte jeden Penny.«

Wieder lachen wir übertrieben laut.

Harald ringt sich ein Lächeln ab.

Dann singen Anna und ich gemeinsam: »Und das dritte Schaf hieß Harald und wurde hundert Jahr alt.«

Dabei schauen wir ihm frech ins Gesicht.

Seine Gesichtszüge entgleisen. Er reißt die Augen empört auf, steht auf und verlässt ohne ein Wort die Kneipe.

Die Musik setzt wieder ein.

Anna und ich klopfen uns siegessicher auf die Schulter.

4

Unsanft reißt mich das Lied »Moves Like Jagger« von Maroon 5 und Christina Aguilera aus dem Schlaf. Mühsam öffne ich meine verklebten Augen: Neben mir

liegen Käpt'n Ahab und Anna – wobei sich Käpt'n Ahab in die Mitte vorgearbeitet hat. Er ist auch derjenige, der so unverschämt laut schnarcht.

Ich schalte den Radiowecker aus, klettere aus dem Bett und schleppe mich ins Bad. Das Gesicht, das mir im Spiegel entgegenblickt, ist nicht meins. Das lehne ich entschieden ab. So beschissen kann ich gar nicht aussehen.

Die Dusche weckt halbwegs meine Lebensgeister. Der erste Gedanke, der sich klar und deutlich in meinen Kopf schleicht, ist die Erkenntnis, dass ich nur durch meine grenzenlose Güte in diese miese Situation geraten bin. Eigentlich hätte ich heute frei, wenn ich mich nicht von Susi zu einem Tausch hätte überreden lassen. Aber diese vielen »hätte« bringen meine Gedanken ganz durcheinander. Schwindel überkommt mich. Hastig drehe ich das Wasser auf kalt, damit mein Kreislauf in Schwung kommt.

Nach der Dusche geht es mir besser, auch wenn ich nicht besser aussehe. Meine Haare stehen nicht vom Kopf ab, wie ich das haben will. Nein, sie weigern sich und kleben in alle Richtungen verzottelt, als hätten sie noch nie einen Kamm gesehen. Egal, was ich damit anstelle, ob ich ihnen mit Haarspray, Gel oder Lack zu Leibe rücke. Die Frisur wird nur schlimmer.

Entmutigt gebe ich auf und gehe in die Küche, um noch schnell einen Kaffee zu trinken, bevor ich mich auf den Weg mache.

Heute kann ich wieder meine eigene Jacke anziehen. Sie ist inzwischen komplett getrocknet. Ich halte die Nase dran, nichts mehr von dem verräterischen Duft zu riechen. Gerade will ich zur Tür raus, als ich Annas kratzige Stimme aus dem Schlafzimmer höre.

»Wir sehen uns am Samstag. Ich hole dich ab. Ein Leichenwagen vor der Disco kommt nicht gut an.«

Ich antworte nicht, weil ich nicht weiß, wie ich den Abend finanzieren soll.

Auf dem Bürgersteig steht Tobias. Seine Nase ist rot, als hätte er am Abend zuvor noch mehr gesoffen als ich. Seine Haare glänzen feucht. Jetzt erst sehe ich, dass es regnet. Aber Tobias unternimmt nichts, um trocken zu bleiben. Er tut so, als bemerke er den Regen gar nicht.

Ich gehe wieder zurück in die Wohnung und hole seine Jacke.

»Die kannst du wieder haben.«

»Was ist vergesslicher als Dankbarkeit?«

»Und was ist nachtragender?«

»Ich bin nicht nachtragend, sondern überzeugt.«

»Wovon?«

»Davon, dass du einen Fehler machst.«

»Weil ich dich nicht ranlasse? Da gibt es wirklich bessere Methoden, eine Frau ins Bett zu kriegen.«

»Du bist so oberflächlich, dass es mich traurig macht. Ich spreche von anderen Dingen.«

»Und ich habe jetzt keine Zeit, mit dir zu philosophieren. Ich muss zur Arbeit, oder mein Chef feuert mich.«

Ich steige ins Auto und fahre los. Es tut gut, wieder mal pünktlich zu sein.

Heute muss ich mit Jasmin und Daniela zusammenarbeiten. Auch nicht besser.

Als ich eintreffe, sehe ich Daniela deutlich an, dass sie bereits über alles informiert

ist. Ich grüße nur kurz, ziehe meinen Kittel über und stelle mich hinter die Ladentheke. Es dauert nicht lange, schon kommt mir ein bekanntes Gesicht entgegen. Mein Lieblingskunde Simon Buchner. Seine stahlgrauen Haare schimmern silbrig in der Neonbeleuchtung. Sein braun gebranntes Gesicht sticht aus der Menge der Bleichgesichter heraus. Seine Augen leuchten, als er mich hinter der Theke sieht. Und mein erster Gedanke gilt meiner misslungenen Frisur. Ausgerechnet heute sehen meine Haare verboten aus.

Trotzdem wirkt seine Freude bei meinem Anblick echt. Wie immer legt er den Schlüssel zu seinem Ferrari auf die Theke und schaut sich das Sortiment genau an, dabei müsste er die Auswahl inzwischen kennen. Dann fragt er: »Haben Sie Zeit, einen Kaffee mit mir zu trinken?«

Ich werfe einen Blick auf den kleinen Stehtisch in der Ecke. Er ist leer. Also nicke ich, bereite zwei Kaffee zu und stelle mich zu ihm. Sein strahlend weißer Anzug verleiht ihm etwas Majestätisches. Es fällt mir schwer, nicht darauf zu starren. Dieser exotisch aussehende Mann wirkt in der dunklen Ecke der kleinen Bäckerei völlig deplatziert. Aber leider habe ich keine Möglichkeit, mich von meinem Arbeitsplatz zu entfernen. Es ist das erste Mal, dass wir gemeinsam Kaffee trinken. Bisher haben unsere Gespräche immer nur über die Theke hinweg stattgefunden. Da ist es wohl besser, dass ich in gewohnter Umgebung bleibe. Ich fühle mich auch so schon sehr befangen in seiner Nähe und warte lieber, bis er den Anfang macht. Zum Glück gehört Simon nicht zu der schüchternen Sorte, denn er zögert nicht lange und sagt: »Endlich sind wir uns einen Schritt nähergekommen.«

Ich spüre, dass ich erröte. Ich weiß gar nicht, was ich von diesem Mann erwarte. Er ist bestimmt zwanzig Jahre älter als ich. Aber er sieht verdammt gut aus. Und sein Autoschlüssel verrät mir, dass er reich ist. Trotzdem will ich nichts überstürzen, also grinse ich ihn nur dämlich an.

»Du bist für den Job hier viel zu schade.«

Da kann ich ihm nur zustimmen. Ich nicke und trinke hastig vom Kaffee. Doch der ist noch verdammt heiß. Ich verbrenne mir die Zunge.

»Ich habe gehört, was hier am Montag passiert ist. Das muss es ja noch schlimmer machen, hier zu arbeiten.«

Mir wird ganz schwindelig. Warum kommt ausgerechnet Simon auf dieses Thema zu sprechen? Ich sehne mich nach Zerstreuung. Doch das wird wohl wieder nichts.

Er schaut mich auf eine Weise an, dass ich plötzlich Schmetterlinge im Bauch fühle. Ich komme mir vor wie eine verliebte Pubertierende. Zum Glück merkt er das nicht.

»Ich habe Karl Renner gekannt. Er war ein guter Mann. Wirklich tragisch, dass er so sterben musste.«

Verdutzt schaue ich Simon an. Bei der Erinnerung an diesen Schmutzfink denke ich wirklich alles, nur nicht, dass er »ein guter Mann« gewesen sein könnte. Um meine Gefühle zu kaschieren frage ich: »Woher kannten Sie Karl Renner?«

»Wir waren Studienkollegen.«

»Was haben Sie studiert?«

»Jura.«

Nun bin ich total verblüfft. Für einen Juristen hätte ich Karl Renner nie gehalten. Und Simon Buchner auch nicht.

»Sie sind Anwalt?«, frage ich, um das Thema auf weniger gefährliches Gebiet zu lenken.

»Ja.«

»Welches Recht vertreten Sie denn?«

»Strafrecht. Warum? Brauchen Sie Rechtsbeistand?« Er grinst süffisant.

Ich finde diese Information wirklich nützlich. Wer weiß schon, was KHK Harald Dennerlein noch alles ausgräbt. Aber das sage ich lieber nicht.

Simon hakt auch nicht weiter nach, sondern kommt wieder auf das anfängliche Thema zu sprechen: »Als ich Karl nach langer Zeit hier bei der Security gesehen habe, war ich überrascht. Mit seiner Ausbildung hätte er etwas Besseres machen können. Aber dieser Beruf hat ihm Spaß gemacht. Er hat sich wie ein echter Detektiv gefühlt.«

Unser Gespräch hatte ich mir wirklich anders vorgestellt.

»Er hat mir erzählt, dass er schon lange hinter einer Ladendiebin her sei, die ihm immer wieder entwischt.«

Mir bleibt das Herz stehen.

»Ich kann mir aber nicht vorstellen, dass so eine unterprivilegierte Person einen Mann wie Karl töten kann.«

Gegen jede Vernunft regt sich nun doch etwas in mir. So kann ich das nicht stehen lassen.

»Wer sagt, dass eine Ladendiebin unterprivilegiert ist?«

Erstaunt schaut Simon mich an: »Warum sonst sollte sie stehlen?«

»Vielleicht, weil sie arm ist.«

Simon verzieht das Gesicht zu einem Lächeln, das so überheblich aussieht, dass ich sofort bereue, mit ihm hier zu stehen und Kaffee zu trinken.

Ich will den Tisch verlassen, doch er hält mich zurück: »Ich gebe dir recht. Man muss alles berücksichtigen. Deine Weitsicht ehrt dich.«

Weitsicht! Ich muss ein Lachen unterdrücken.

»Zum Glück müssen wir uns über Geld keine Gedanken machen«, spricht er weiter und bestellt doch tatsächlich bei Daniela die nächsten beiden Kaffees. »Ich möchte dich gerne im Sommer auf meine Jacht einladen. Dann fahren wir zusammen an der Mittelmeerküste entlang und legen nur in den schönsten Häfen an. Wie findest du das?«

Habe ich mich verhört? Prüfend schaue ich in sein kantiges Gesicht: »Und welche Rolle soll ich dort spielen? Die Gallionsfigur?«

Simon bricht in ein herzhaftes Gelächter aus. Dann kommt seine Hand mir verdammt nahe. Er legt sie auf meinen Kopf und will in meinen Haaren wühlen. Doch der Versuch schlägt fehl, denn seine Hand klebt an den verschiedenen Sorten Haarspray fest.

Verlegen befreit er sich wieder daraus und meint: »Bei der Frisur wäre so viel Spray nicht nötig gewesen.«

»Danke Herr Frisör. Das habe ich aber vorher nicht gewusst«, brumme ich unwillig.

Gerade noch rechtzeitig gelingt es mir, hinter der Ladentheke zu verschwinden, bevor der Chef hereinspaziert.

»Keine Sorge. Ich werde den Chef über dein Date schon noch informieren«, zischt

mir Daniela ins Ohr.

»Du bist ja nur eifersüchtig.«



In der Mittagspause schlendere ich an den vielen Schaufenstern vorbei und überlege fieberhaft, wie ich zu etwas Geld fürs Wochenende kommen könnte. Überall wimmelt es von Security-Leuten und Polizeibeamten. Der Mord an Karl Renner sorgt für größere Aufregung, als ich es für möglich gehalten hätte. Unvermittelt stehe ich wieder vor dem Dessous-Geschäft, das ich erst am Vortag entdeckt habe. Ich hatte mir doch bereits einen Plan zurechtgelegt, wie ich so ein teures Teil unbemerkt mitnehmen kann. Und heute sind neben dem Torselett »Maligne« noch weitere aufreizende Corsagen ausgestellt. Erst jetzt sehe ich, dass die Strings und die Strapse extra berechnet werden. Ohne zu überlegen, betrete ich den überfüllten Laden. Ich suche drei dieser Ensembles in meiner Größe heraus. Zum Glück habe ich eine sehr gängige Größe: 75b für das Oberteil und für das Höschen Größe 40. Die bekomme ich bei Ebay immer gut verkauft. Geschickt hänge ich die drei Teile an zwei Wäschebügel und verschwinde in der Umkleidekabine. Das erste Torselett »Maligne« passt wie angegossen, ebenso die dazugehörigen Strapse und der String. Ich nehme den Warensicherungsöffner aus der Tasche und entferne die Plombe. Dann ziehe ich meine Arbeitskluft drüber, entsorge die Überreste des Etiketts in einem Papierkorb, hänge die beiden anderen Dessous wieder an ihren Platz zurück und verlasse das Geschäft.

Niemand hat von mir Notiz genommen. Ich lache in mich hinein.

Aber nicht lange, denn bei jedem Schritt spüre ich die unbequemen Dessous. Sie sind wohl nicht für den täglichen Gebrauch gemacht. Das kann ja heute noch lustig werden. Der String zwickt im Po. Die Strapse scheuern unter meiner engen Jeans, und der Büstenhalter hebt meine Brüste so verräterisch an, dass mich alle Männer angaffen. Bei jedem Blick, der länger als eine Sekunde an mir haften bleibt, breche ich in Schweiß aus, wozu wohl auch meine Atemnot beiträgt, denn das Teil schnürt mich ein.

Ich passiere ein Schuhgeschäft.

Wie kann man wohl Schuhe unauffällig mitgehen lassen?, durchzuckt es mich. Mein Blick haftet an Belmondo Lack-Pumps in filigran-rundem Schnitt aus feinem Lackleder, Farbe: Kirschrot, Futter: Leder/Synthetik, Sohle: Synthetik, Absatzhöhe: 8,5 cm, 180 Euro. Nicht schlecht. Meine Schuhgröße, 39, ist bei Ebay bestimmt sehr gefragt. Aber auf diesen Absätzen stolziere ich nicht so einfach aus dem Laden heraus. Bei meiner Größe wird da oben die Luft zu dünn, und ich könnte verräterisch heruntorkeln. Für die Schuhe muss ich mir eine andere Taktik überlegen.

Ich kehre zum Bäckerladen zurück und absolviere den langen Nachmittag tapfer in meiner zwickenden und pikenden Reizwäsche.

Der Feierabend ist die reinste Erlösung.

Im Eiltempo fahre ich nach Hause: Ich muss so schnell wie möglich aus diesen Sachen heraus.

Doch es kommt anders. Käpt'n Ahab sieht gotterbärmlich aus. Als ich mich in der

Wohnung umsehe, erkenne ich einige Flecken, die darauf hindeuten, dass er Blut gebrochen hat. Ohne zu zögern schnappe ich meinen Hund, trage ihn ins Auto und fahre mit ihm zum Tierarzt. Zum Glück ist zu dieser späten Stunde nicht mehr viel los, und ich komme als Notfall sofort dran.

Ahab lässt die Untersuchung nur zähnefletschend und knurrend über sich ergehen. Der Tierarzt bleibt ganz gelassen.

»Ihr Hund hat Rattengift gefressen.«

»Wie kann das sein? Er läuft doch nur im Garten und bekommt nur von mir zu fressen.«

»Es ist möglich, dass er ein Tier, eine Maus oder einen Maulwurf, gefressen hat, das vergiftet war, oder in Ihrem Garten ist Gift ausgelegt worden«, erklärt der Veterinär geduldig. »Wahrscheinlich hat er das Gift schon vor Tagen gefressen. Es wirkt zeitversetzt, und die Tiere verbluten innerlich.«

»Wird Ahab überleben?«, frage ich erschrocken.

»Auf jeden Fall. Ich spritze ihm einen Anti-Gerinnungs- hemmer. Außerdem hat er ein gutes Allgemeinbefinden und ist frech wie immer.«

Er verabreicht dem Hund eine Spritze und rät mir dringend, den Hund in den nächsten Tagen nicht in den Garten zu lassen. Das stelle ich mir wirklich lustig vor.

»Anstatt den Hund immer sich selbst zu überlassen, könnten Sie mal mit ihm spazieren gehen«, schlägt er vor. »Das wird Käpt'n Ahab bestimmt gut tun.«

Ich honoriere diesen Kommentar mit einem bösen Blick. Was weiß der schon, wie mein Tag aussieht. Als ich Ahab auf den Arm nehmen und raustragen will, fügt der Arzt grinsend an: »Und laufen kann er selbst. Sie müssen ihn nicht tragen. Seine drei Beine sind gesund.«

Also setze ich Ahab auf den Boden, nehme ihn an die Leine und verlasse mit einer Rechnung von 95 Euro die Praxis. Die Reizwäsche zwickt noch immer. Und die Vorstellung, dass ich dieses wertvolle Teil jetzt nur für die Tierarztrechnung und den Strafzettel verkaufen muss, hebt meine Laune nicht gerade.

Das Auto steht einige Straßen weiter, da ich für das lange Vehikel keinen Parkplatz in der Nähe gefunden habe. Es regnet, und ich versuche so schnell wie möglich zum Wagen zu kommen. Ahab sieht das anders. Die Spritze hat ganz offensichtlich heilende Wirkung. Mit den beiden Hinterbeinen gelingt es ihm spielend, an jedem Pflänzchen ein Bein zu heben, ohne dabei umzufallen.

Ich werde ungeduldig, alles an mir juckt. Ich muss diese verdammte Reizwäsche ausziehen.

Plötzlich taucht ein Mann vor mir auf, dessen Erscheinung mich sofort misstrauisch macht. Er ist unrasiert, trägt einen schlabbrigen Hut, und seine Kleidung wirkt ungepflegt. Während er näher kommt, lässt er Käpt'n Ahab nicht aus den Augen. Sofort bin ich in Alarmbereitschaft.

»Hey Süße!«, grüßt er mich, wobei er braune Zähne entblößt.

Ich will weitergehen, doch er weicht keinen Millimeter von der Stelle: »Du siehst aus, als könntest du ein paar Kröten gebrauchen.«

»Hast wohl vergessen, wie du aussiehst«, brumme ich verärgert.

»Hey. Bleib locker. Ich mach dir einen Vorschlag, den du gar nicht ablehnen kannst.«

»Ich will keinen Vorschlag von dir hören.«

»Ich geb dir hundert Euro für diesen räudigen Köter.«

»Wie bitte? Du willst meinen Hund? Für Tierversuche, oder was?«

»Er besteht sowieso nur noch zur Hälfte.« Der Hundefänger lacht. »Für das Geld kannst du dir wieder einen ganzen kaufen.«

Er greift nach der Hundeleine und versucht, Käpt'n Ahab an sich zu reißen. Ahab spürt die Gefahr und knurrt. Als der Hundefänger die Warnung mit einem weiteren hämischen Lachen honoriert, fängt er an zu bellen.

Ich spüre, wie eine gewaltige Wut in mir aufsteigt. Dieser Typ ist einfach zu viel. Ich hole aus wie ein Boxprofi und schlage ihm meine Rechte mitten ins Gesicht.

Der Mann fällt um wie ein Sack. Ich kann es gar nicht glauben, dass ich so zugeschlagen habe. Stöhnend und wimmernd wälzt er sich auf dem nassen Boden und hält sich das Gesicht zu. Blut quillt ihm aus der Nase. Der Anblick versetzt mir einen Schrecken.

Als sich Ahab auf ihn stürzen will, ziehe ich ihn weg und laufe zum Auto. Erst als ich am Steuer sitze, bemerke ich den Schmerz in meiner Hand, der immer schlimmer wird; ich kann sie kaum noch bewegen. Ich muss weg. Wer weiß, wie schnell der Hundefänger wieder auf die Beine kommt und die Verfolgung aufnimmt. Also starte ich mühsam den Wagen und fahre los. Mein Heimweg führt an der Stelle der unheilvollen Begegnung vorbei. Dort haben sich einige Leute um den Hundefänger versammelt. Wenn die wüssten, geht es mir durch den Kopf und ich gebe Gas.

Zu meinem Pech finde ich um diese Zeit natürlich keinen Parkplatz in der Nähe meiner Wohnung. Ich muss den Wagen so weit entfernt abstellen, dass ich schon befürchte, ihn am nächsten Morgen nicht mehr zu finden. Zumal ich genau vor einem Bestattungsunternehmen stehe. Dort fällt mein Schmuckstück gar nicht auf. Zu Hause angekommen, versperre ich zuerst einmal die Hundeklappe, damit Ahab nicht ohne mein Wissen in den Garten laufen kann. Dann lege ich mich aufs Sofa und gebe mich ganz den Schmerzen in meiner Hand hin. Sie ist nicht angeschwollen, was schon mal ein gutes Zeichen ist. Also ist sie nicht gebrochen.

Ahab kuschelt sich auf meinen Bauch. Ein schönes Gefühl. Ich lege meine linke Hand auf ihn, während er meine schmerzende leckt. Das tut so gut, dass meine Augen immer schwerer werden. Zwar zwickt mich unentwegt diese teure Reizwäsche, die ich immer noch nicht ausgezogen habe, doch jetzt verspüre ich nicht mehr den geringsten Drang, mich wieder vom Sofa zu erheben. Lieber lasse ich mich nach und nach in einen Dämmer Schlaf sinken.

Es klingelt.

Ich fühle mich so schwer. Auch Ahab ist inzwischen auf meinem Bauch eingeschlafen. Er reagiert nicht einmal auf die Klingel.

Vermutlich kommt das von der Spritze, denke ich mir und schließe die Augen wieder.

»Jenny!«, ruft meine Vermieterin. »Ich hab dich doch kommen hören.«

Ich kann nicht mehr antworten und falle in einen tiefen, festen Schlaf.

IMPRESSUM

Vollständige Taschenbuchausgabe
12/2019

© by Elke Schwab
© by Hybrid Verlag, Homburg

Lektorat: Matthias Schlicke
Korrektur: Birgit van Troyen

ISBN 978-3-96741-009-9

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de